

Die Neue Welt



Nr. 51

Illustrierte Unterhaltungsbeilage.

1897

Stiller Besuch.

Von Gustav Macashy.

Am Friedhof stehn der tiefen Weiden drei,
Ein Gitter vor und eine Bank dabei.
Dort saßen wir im Frühling Arm in Arm
Und war so lau die Luft, die Nacht so warm.
Im Windgeflüster rauscht es wie ein Meer:
Viel todte Seelen flogen um uns her. —

Heut will ich sitzen dort mit mir allein,
Will sinnen still und still gedenken Dein.
Der graue Herbstwind, der manch Glück geraubt
In jäh'n Nächten, flattert um mein Haupt.

Du Schläferin! Ich bin es, der Dich ruft.
Stumm grüßt mein Blick nach Deiner kühlen Gruft.

Doch all' mein Leben will Dich wecken heut,
Wie damals in der jungen Maienzeit.

Die letzte Nacht riß viele Blätter ab
Und warf sie höhrend auf Dein einsam Grab.
Nur die Cypresse steht so hoch und grollt
Dem Sturme zu, als ob sie weinen wollt.

Nun leg ich meinen Kranz auf Deinen Stein,
Will gehen still dann und verlassen sein.
Dimm hier der Rose purpurrothen Saum, —
Einst glühte sie in unserm Liebestraum.
Des Ephes dunkles Grün, der Nelke Weiß, —
Und hier — ein ew'ges Immortellenreis.

Die Glocke läutet schon den Abend ein —
Leb' wohl! Will gehen und verlassen sein.

Ein „Gebildeter“

Von Gustave Téry.

Autorisierte Uebersetzung von Wilhelm Thal.

I.
Mit wankenden, zittrigen Schritten ging er über die Straße. Sein abgeschabter Rock glänzte auf seinem gekrümmten Rücken. Er war klein, enghäufig, hatte lange, magere Arme, wahre Affenarme, die ungeschickt bis auf die Kniee herabhängten. Sein Unterleiber trat häßlich und unförmlich hervor, wie bei einer wilden Bestie. Doch seine Augen wirkten beruhigend; es waren die großen, runden Augen eines bittenden Thieres. Er sah gleichzeitig abstoßend und sanft aus.

Er blieb auf der Brücke stehen und wählte sich einen guten Platz, mitten unter einem Bogen, um sich beim Fall dadurch nicht wehe zu thun, daß er an die scharfen Steine anprallte. Aus seiner Tasche zog er ein Manuscript und legte es auf das Trottoir; dann kletterte er mit geschlossenen Augen über das Geländer . . .

Und als er mit dem Kopf vorüber niedersiel, durchlebte er wie in einem Traume noch einmal sein ganzes Leben . . .

II.
Er wurde irgendwo auf einer Landstraße geboren und man nannte ihn Guiseppe.

Am Eingange eines Jahrmartztzirkus tanzte ein Weib, die Hüften mit einem Gazerod umschlossen, mit runderlichen Armen der Menge Knufhände zuwerfend. Das war die schöne Ida, seine Mutter. Neben ihr stand auf einer Estrade ein Mann im rothen Frack und blies mit angeschwollenem Hals und blauem Gesicht in eine Trompete. Das war vielleicht sein Vater.

Am Morgen sah die schöne Ida im Unterrock, mit wirren Haaren, die Wangen noch grau gefärbt vom Luder und dem Schweiß des vorigen Abends, und schälte Kartoffeln. Doch am Abend kleidete sie sich zur Vorstellung an, während das Kind in einem Winkel des Wohnwagens schlief. Sie zog ihr Trikot an, legte den Rock um, machte sich die Lippen roth und lächelte dann ihren Sohn. Der Knuf dieses geschwinkten Mundes — das war Alles, was er hier auf Erden an Bärtlichkeit kennen gelernt hatte. Ein gelehrter Hund, der als General gekleidet war, leckte ihm ebenfalls das Gesicht ab.

Später schloß ihn der Trompetenbläser Stundenlang in einen engen Sattel, um ihm die Glieder geschmeidig zu machen; später brachte er ihn auf ungesatteltem Pferde die Voltige bei. Zu sieben

Jahren stand Guiseppe mit der ganzen Truppe auf der Estrade. Er sah wieder die langen, fadelbelenchteten Budeureihen, die sich in gerader Linie eine lange Straße entlang zogen. In der Luft schwammen Petroleumdünste und Speiseausdünstungen umher. In seinen Füßen wogte ein Meer beweglicher Köpfe, dann folgten die Grimassen des Clown's, die Schläge auf die große Trommel, der Klang des Kopfers ließ sich vernehmen. Der Prinzipal der Truppe hielt mit feierlicher Stimme eine Ansprache und erläuterte das Programm; Leute stiegen herauf. Auf dem Wege warfen Kinder, einen Finger im Munde haltend, Guiseppe einen neidischen, die Mütter einen mitleidigen Blick zu.

Dann begann die Vorstellung. Die schöne Ida stand auf einem im Galopp herumlaufenden Pferde und nahm den Kleinen auf ihre Schultern; sie warf ihn durch Papierreifen und fing ihn dann im Fluge wie eine Fliege wieder auf.

III.

Eines Abends zerbrach sich die Fliege einen Flügel.

Seine Mutter hatte ihn verfehlt und er war hart auf die Erde aufgeschlagen; ein Bein war gebrochen und das Blut quoll ihm aus dem Munde. Man brachte ihn ins Hospital. Ach, die schönen

Tage, die er hier verlebte! . . . Ueber den Schlafsaal mit den weißgetünchten Wänden glitten weiße Nonnenhauben und huschten zwischen den weißen Vorhängen hindurch. Eine Schwester hatte ihn lieb gewonnen, sie gab ihm Aniswunder und lehrte ihn Gebete. Und jeden Abend betete er vor dem Einschlafen dankbar vor Maria, der Mutter aller Gnaden.

Von seinen Eltern erfuhr er nichts weiter. Der Zirkus hatte sich aufgelöst und die Truppe hatte sich in alle Winde zerstreut. Eine alte, fromme Dame, die im Ruhe der Wohlthätigkeit stand, nahm Guiseppe auf.

Es war eine häßliche, launenhafte Person mit bösem Herzen. Wenn sie den armen Kleinen adoptirt hatte, so that sie das nicht etwa, weil sein Schicksal sie gerührt hatte. Es war nicht etwa ein spät erwachtes Gefühl der Mutterliebe, denn eine Klage genügte ihr. Nachdem sie ihre Magd entlassen hatte, fand sie es für billiger, sich von einem Sklaven bedienen zu lassen.

Seitdem hieß Guiseppe Joseph. Sein Herz wartete nur, sich an ein anderes zärtlich anzuschließen, wie ein Gefangener nach einem Sonnenstrahl lechzt. Doch die Alte hielt ihn mißtrauisch von sich fern. Dieses unbekante, im Laster, vielleicht sogar im Verbrechen geborene Kind verkörperte in ihrer kurzen, bigotten Phantasie alle Zigeuner der Mänbergeschichten; für sie waren das alles Leute ohne Glauben, ohne Fener, ohne Obdach, die auf den Händen gehen und die Zukunft prophezeien. Sie bildete sich ein, sie hätte die Seele einer kleinen Bestie zu zähmen, und spielte sich auf den ewigen Henter hinaus.

Joseph erinnerte sich nie ohne Entsetzen an dieses dreieckige, knochige Gesicht mit den gekniffenen Lippen und den kalten schielenden Blicken hinter der beschlagenen Brille. Eifrig und ängstlich segte das Kind die Stuben aus, servierte bei Tisch, wusch das Geschirr ab und putzte das Kupfer. Wenn das Haus rein und glänzend sauber war, gestattete ihm das Fräulein als Belohnung, ihr das Garn zum Abwickeln zu halten. Das war eine sehr schwierige Operation. Er mußte die Hände, eine nach der anderen, mit einer leichten, rhythmischen Bewegung des Gesenks senken und jedes Mal nur einen Faden ablassen. Die Alte wickelte das Garn mit automatischer Bewegung auf einen Knäuel, und die Klage, die auf einem Stuhle zusammengesauert lag, folgte mit aufmerksamen, ernsten Blicken den einzelnen Bewegungen und nickte, eine Pfote hoch hebend, dazu taktmäßig mit dem Kopfe.

IV.

Lesen lernte Joseph aus dem Gebetbuch seiner Herrin, ganz allein. Der Apotheker aus der Grand Rue war darüber starr und erklärte, der Junge würde es noch einmal weit bringen; ja, da er Einfluß im Gemeinderath hatte, so wirkte er ihm auf dem Gymnasium sogar eine Freistelle aus. Die Alte ließ ihn, ohne Einwände zu erheben, ziehen, denn eine solche Frühreise beunruhigte sie.

Das Gymnasium bot Joseph die Ruhe eines Hafens. Er liebte schon in den ersten Stunden die vier Mauern, die ihn vor den Menschen reiteten. Je höher und düsterer sie waren, desto geborgener fühlte er sich. Er arbeitete. Zuerst arbeitete er, um sich für die „Gnade“ des Gemeinderaths dankbar zu erweisen; als er dann sicher war, seinen Platz im Refektorium nicht mehr zu verlieren, arbeitete er, um zu arbeiten, zum Vergnügen, ohne Ehrgeiz.

In der Sekunda erhielt Joseph einen Preis bei der lateinischen Prüfung. Ein Vorsteher der Institution am Saint-Geneviève, der in der Provinz auf begabte Schüler Jagd machte, bot ihm eine „Freistelle“ an. Er sollte als Erstschüler den Kursus im Gymnasium Heinrich IV. mitnehmen und sich auf die Normal- und die höhere Schule vorbereiten. Als „Reklameschüler“ sollte er seine Pension in Kränzen und Prämien bezahlen. Mit freudigem Herzen nahm er den Vorschlag an.

Seit seinem Unglück im Zirkus war er klein und häßlich geblieben. Als er Abends das Gymnasium betrat, brachen seine Kameraden, als sie ihn mit dem kleinen Taschentuch, in das er seine Siebensachen geknüpft, erblickten, in lautes Lachen aus.

„Was bringst Du uns denn da mit?“ fragte ein großer, blonder Mensch mit elegant frisirtten Haaren. „Ist das was zum Essen?“

Man stieß Joseph mit seinem Päckchen in den Studiraal, und da das Lachen immer noch nicht aufhörte, so drohte Herr Poteau, ein dicker, angenscheinlich zum Schlagfluß neigender Lehrer, er werde drei Schüler vor die Thür setzen.

Ein Horaz lag auf dem Fulte. Um keine Zeit zu verlieren, fing Joseph an, den Kopf in die Hände gestützt, daraus zu lesen:

„Ein armer Besizer eines karglichen Feldes, fürchtete mein Vater doch nicht, mich nach Rom zu bringen, um mich dort auf die Liste der Söhne von Rittern und Senatoren setzen zu lassen. . .“

Sein Nachbar, der große Blonde, der Sohn eines Börsejobbers, der erst kürzlich zum Ritter der Ehrenlegion ernannt worden, nahm das Päckchen an sich und fand es äußerst spaßig, den Inhalt herumzusehen. Von Platz zu Platz langte man sich die Lumpen des Neulings mit den Fingerspitzen, mit Grimassen des Ekels zu. Der Lehrer rief:

„Sagen Sie mal, Sie da hinten, wie heißen Sie?“

Joseph las weiter: „Ich konnte weder auf einen glorreichen Vater hinweisen, noch konnte ich mich rühmen, daß ich meine Güter auf einem apulischen Pferde besitzte. . .“

„Sagen Sie mal, Sie da hinten, können Sie nicht antworten, wenn man Sie ruft?“

Joseph hörte immer noch nicht. Jetzt stürzte der Lehrer auf den Neuling zu, während die Stufen des Katheders unter seinem Körpergewicht knirschten. Da erhob Joseph zu dem dicken Mann ein so verdugtes Gesicht, daß ein wahrer Lachsturm die Klasse erschütterte.

„Sie machen sich den Spaß, diese Lumpen hier kreisen zu lassen?“

„Mein Herr,“ stammelte das Kind, ohne zu begreifen.

„O, Sie widersprechen noch? Zur Strafe werden Sie Sonntag nicht ausgehen.“

Von diesem Tage an war Joseph der Sündenbock der Schule. Wenn die Verfolgung zu heftig wurde, bestrafte Herr Poteau das „Opfer“. Da der Lehrer Nachts bummelte, so pflegte er während der Unterrichtsstunden der Ruhe. Von Zeit zu Zeit wachte er auf, um Joseph zu bestrafen. Auf diese Weise war der Aermste in jeder Woche im Sonnabend-Aussatz der Erste und durfte dafür Sonntags nicht ausgehen.

Doch er litt darunter nicht. Was hätte er draußen thun sollen, ohne Familie, ohne Geld? Nur wegen des Herrn Direktors war er ob dieser wöchentlichen Bestrafungen unglücklich. Was sollte Der davon denken? Er dachte sich, daß das Betragen Josephs vorzüglich und die Ungerechtigkeit des Herrn Poteau sehr politisch war; wenn der junge Mensch jeden Sonntag in der Pension blieb, hatte er mehr Zeit, sich auf die Prüfung vorzubereiten.

Der Herr Direktor hatte nicht so Unrecht, der Jahresfluß war dank Joseph ein Triumph für die Anstalt. Er erhielt den ersten Preis in der lateinischen Rede, den sogenannten Ehrenpreis, und den zweiten Preis in der griechischen Uebersetzung.

V.

Joseph sieht das Amphitheater der Sorbonne wieder, die Bücherstöße mit rothem und goldenem Schnitt, und dahinter die Minister und Generale.

Die Gardemusik spielt die „Marseillaise“; Alle erheben sich und feierliche schwarze, gelbe, purpurne, mit Hermelin verbrämte Gewänder überfluthen den Halbkreis. Josephs wegen drängt sich diese Menschenmenge in den Tribünen. Um ihn zu sehen, neigen sich die mit Blumen geschmückten Hüte der Damen.

. . . Und er erinnert sich des lateinischen Aussages, der ihm diesen Ruhm einträgt, ein Brief des Orbilius an Horaz, um ihn zur Ehrfurcht vor den Alten zurückzurufen. Diese Epistel des alten Pädagogen enthielt eine solche Fülle von Satiren und Epoden, daß man glauben konnte, Flaccus hätte an sich selbst geschrieben und der Name Orbilius wäre nur unterschoben. Daher wurde die Arbeit

eines Schülers, der so viel von Horaz auswendig wußte, als eine ganz persönliche beurtheilt.

Der Minister erhebt sich und spricht: „Theure Schüler, Ihr seid die Elite der republikanischen Jugend, die Hoffnung Frankreichs, die Ernte der Zukunft, die Morgenröthe der künftigen Zeiten. Ihr, die Triumphatoren des Gymnasiums, werdet die Sieger des Lebens sein. Die goldenen Kränze, die sogleich Eure Köpfe schmücken werden, sind keine leeren Symbole. Ihr seid, gestattet mir diesen kühnen Ausdruck, die Könige der Demokratie. Die Welt gehört Euch, denn Ihr seid der Gedanke, Ihr seid das Recht, Ihr seid die Kraft. Und ich neige meine grauen Haare vor Euren Lockenköpfen; ich grüße in Euch den Geist des Vaterlandes.“

Frauen weinten. Und stolzen Herzens dachte Joseph an die nächsten Siege. Wenn er die Normal- und die höhere Schule verließ, wollte er sein ganzes Leben dem Horaz widmen. Zuerst wollte er eine gelehrte Ausgabe herausbringen und beweisen, daß die Kritik die Oben auf das Schmächtigste verstimmet hat. Dann sollte seine These kommen: „Was Placcus dem Pinbar verdankt.“ Schließlich wollte er die gesammelten Werke des Horaz überlegen, langsam, gewissenhaft, wie Barthélemy Saint-Hilaire Aristoteles, wie Joret, der berühmte englische Hellenist in Oxford, den Plato übersezt hat. Dann würde man Josephs Namen mit dem des Horaz zusammen nennen.

Da konnte er ruhig sterben.

Inzwischen verlas ein Inspektor das Palmarium: „Rhetorik. Lateinischer Aufsatz. Ehrenpreis. (Pause.) Den von dem Präsidenten der Republik gestifteten Preis erhält der Schüler . . .“

Der Inspektor unterbrach sich und reichte mit feierlicher Miene das Palmarium dem Minister, als wären seine Lippen nicht erhoben genug, um der versammelten Menge den Namen des ersten Rhetorikers Frankreichs zu nennen. Und der Großmeister der Universität erhob sich, setzte sein Pinenez auf und verlas Josephs Namen.

Zitternd, scharlachroth, das gutmüthige Gesicht von Begeisterung überglänzt, trat er vor. Die Ministerhand drückte auf Josephs Stirn den gelben Lorbeerkranz, dann bestätigte ein Walzer-Mitornell seinen Ruhm.

Ah! der prophetische Apotheker aus der Grand Rue hatte sich nicht getäuscht; der Junge würde es weit bringen!

VI.

Im nächsten Jahre wurde Joseph von der Normal- und der höheren Schule zurückgewiesen.

Er hatte letzten Monat über zu viel gearbeitet. Ueberangekrenzt kam er ins Examen und blieb bei der mündlichen Prüfung stecken. Als er in die Anstalt zurückgekehrt war, flüchtete er sich in den leeren Schlafsaal, warf sich auf ein Bett, vergrub das Gesicht in den Kissen und weinte. Das waren mehr Thränen der Eitelkeit als des Schmerzes. Er fürchtete das Leben nicht, denn er kannte es nicht; sein Durchfall war eine Demüthigung, aber keine Katastrophe.

Der Direktor ließ ihn am Abend rufen und sagte zu ihm in väterlichem Tone: „Mein liebes Kind, das Haus hat sich seit zwei Jahren schwere Opfer auferlegt, um Ihnen die Vollendung Ihrer Studien zu gestatten. Wir können Ihre Freistelle nicht ewig offen halten; das letzte Jahr war garnicht gut; wir müssen sparen. Uebrigens,“ fügte er mit leisem cynismus hinzu, „sind Sie auch aus dem Alter der Reklameprüfungen“ heraus, und können die Kosten für Ihren Unterhalt nicht mehr in Kränzen und Diplomen bezahlen.“

Joseph sah ihn starr an, er begriff nicht und fragte schließlich mit erstirter Stimme: „Ja, was soll denn aber aus mir werden?“

Der Direktor lächelte gütig und sagte, ihm auf die Schulter klopfend: „O, um Sie ist mir nicht bange, mein Freund; mit Ihren Mitteln werden Sie schon Ihren Weg machen; davon bin ich überzeugt. Der Anfang wird vielleicht schwierig sein; das Leben ist allerdings nicht immer mit Rosen besäet, doch wenn man intelligent und arbeitsam ist, so kommt man schließlich doch vorwärts. Sie haben tausend Mittel und Wege, von Ihrer Intelligenz

Gebrauch zu machen. Wenn Sie sich von Neuem der Prüfung an der Normalschule unterziehen wollen, so bleiben Sie ein Jahr als Hilfslehrer in Paris; ich kann Sie leider an unserer Anstalt nicht nehmen, weil ich keinen Platz leer habe und Sie auch in eine schiefe Stellung kämen, wenn ich Sie veranlasste, Ihre früheren Mitschüler zu überwachen. Doch ich bin überzeugt, daß Sie anderswo leicht einen Posten finden werden. Adieu und viel Glück, mein Freund..."

Umsonst klopfte Joseph an alle Thüren der Lyceen und Unterrichtsanstalten des Stadtviertels. Man wußte nicht, was man mit Hilfslehrern anfangen sollte; junge Doktoren warteten bereits auf eine Vakanz. Und konnte denn dieser bartlose, linksche Mensch mit dem affenartigen Gesicht überhaupt eine Klasse leiten?

Joseph war zwanzig Jahre alt; und aus Verzweiflung ging er zum Militär. In der Kaserne hatte er wenigstens Obdach, Bett und Suppe.

(Schluß folgt.)

Der Wille zur That.

Ein Mahnruf von Richard Dehmel.

(Abdruck aus der Wiener Wochenschrift „Die Zeit“.)

Der größte lebende Dichter Italiens hat mit Berufung auf die Kraft seines Geistes von seinen Landsleuten „eine bürgerliche Macht verlangt“, und die Bauern seiner heimatlichen Gegend haben Vertrauen gesetzt in seine ungewöhnliche, erhabene und bildreiche Rede und ihn ins Parlament gewählt. Und so stark war die bildliche Gewalt dieser Rede, daß ein lebender deutscher Dichter, der wie kaum ein zweiter vorsichtig mit dem öffentlichen Wort umgeht, sie hingerissen in unsere Sprache übertrug und einen Mahnen darum fügte, der ihren feuerblumigen Reiz noch glänzender und glühender erscheinen läßt.

Das Wort ist eitel, das nicht zur That begeistert — so scheinen Gabriele d'Annunzio und Hugo v. Hofmannsthal den nichternen Leuten ins Gewissen zu rufen, die „an den Dingen nichts sehen als das Vorderste“, die um des trägen Wohlbehagens willen „den einzig noch anbetungswürdigen Dingen Gewalt antun“, die vor dem Marktlärm der Menge den unsichtbaren Geist der Völker nicht spüren. „Hier nun ist endlich That: die männliche That, nach der es unsere Seelen verlangt. Es ist nicht mehr die Zeit, einsam im Schatten des Lorbeers und der Myrthe zu träumen. Es ziemt von nun an, jedem Zwiespalt zwischen Denken und Thun ein Ende zu machen. Die Geistigen müssen den Platz erringen, der ihnen gebührt zu oberst in der Ordnung der Stände. Den Waffen, den Religionen, dem Reichthum folge in der Herrschaft die Gasse, in der sich die Bedingungen des höchsten geistigen Daseins eilen.“ Und mit Stolz und Innuit erfüllt es die beiden Dichter, daß „noch kein Name geprägt“ sei für dieses neue Ziel.

Ist es so neu? Hörten wir nicht schon auf der Schulbank von einem Dritten Reich, von einem Geist des Heils und einer Gemeinschaft der Heiligen? Lernen wir diese Worte nicht längst werthvoller deuten, als die Scheinheiligen und geistig Armen? Haben die Lehrer der Menschheit, die großen Zweifler wie Glaubensmänner, je Anderes gewollt, als daß es endlich komme, das Reich des heiligen Geistes, der alle Triebe klar und einig macht, das Reich der Kraft und Herrlichkeit? Hat nicht schon Platon einen Staat gepredigt mit einer Herrschaft der Geistigen? Hat er die Dichter nicht daraus verbannen wollen, diese heillosen, unklaren Träumer? Oder wars nur Ironie, und ist die sogenannte Utopie des weisen Atheners nur die entschleierte Wirklichkeit, die aller Orten hinter dem Selbstbetrug des Alltagslebens vor sich geht?

Doch wenn die Lehre nicht neu ist, die uns die beiden Dichter bringen, vielleicht ist umso mehr die Zeit gekommen, daß sie herabsteigt aus jener höheren Wirklichkeit und sich in Thatfachen umsetzt, die auch den Niedrigsten erheben. Vielleicht ist dies das

Neue in der Heilsbotschaft des italienischen Dichters, dieser Wille zur zeitumwälzenden That, daß sich die dumpfen Seelen seiner heimischen Bauern und ein entwickelter Geist wie der des deutschen Dichters so einmüthig ergreifen ließen. Es mag wohl sein, daß jenen einfachen Männern ein nie erlebter Schauer der Kraft durch ihre arbeitsamen Glieder fuhr, als ihnen der Redner sein Buch pries, worin er „mit grausamster Kühnheit“ seinen entnervten Bildungsgenossen „das langsame Sterben eines der Liebe und des Lebens unwürdigen“ Schwächlings vorgehalten hat. Und wer in unserer Zeit, wer vor Allen von uns Deutschen, ist so gefühllos, daß er nicht erschüttert würde durch die Klage des Dichters über jene Vorkämpfer der italienischen Freiheit, denen nach vollbrachter Einigung des Vaterlandes „ihr eigener männlicher Wille vor die trägen Jühe fiel!“ „Wahrlich, es wäre besser gewesen, die Männer, die man Befreier nannte, zu nehmen und zu opfern, und aus den Falten der Berge die schwersten Blöcke über ihre Gräber zu wälzen: dann sähen wir sie mit den Augen der Seele immerfort vom Flammenvirbel der Revolution umgeben, und ihre schöne Geberde wäre uns von Weitem eine heroische Mahnung fürs Leben!“

O herrlicher Dichter: wie wurde meine Seele weit, als ich das las! — O Mensch des Alltags, Redner vor der Menge: wie schnürte mirs das Herz zusammen, als ich weiter las! — Denn wohin mündet dieser feurige Strom des Willens, dies überschäumende Lob der That: in einen schillernden seichten Teich, mit blühenden Hecken am Rande, in deren Schatten sich fänslich träumen läßt. Es mag den Bauern sehr süß geklungen haben, als ihnen der Dichter „ihre“ Hecke pries, die „ihren“ Acker umschließt, und sie ermahnte, jäh „ihr“ Eigenthum festzuhalten; nichts Lieberes hört der Bauer, selbst seine Wucherer fördern ihn damit. Und mancher gute Europäer wird sehr behaglich gelächelt habe, als er die Worte las, die über diesem Theil der Rede der deutsche Nachdichter eingefügt hat: hier erwähnt der Redner „eine scheinbar neue, in Wahrheit urale Lehre, die Kraft und Besitz des Einzelnen völlig dem Gemeinwesen unterordnen will, und verwirft sie.“ Ich aber fühlte mit Grauen: unter der blühenden Hecke schlüft die giftige Schlange Selbstbetrug.

O ja, sie ist sehr alt, die scheinbar neue Lehre vom Besitzrecht Aller auf den gemeinsamen Mutterboden, wohl ebenso alt wie die Lehre vom Herrschaftsrecht der Geistigen. Aber sollte darum nicht die Zeit gekommen sein, daß endlich auch sie herabsteigt aus der Luft des Gedankens und zur handgreiflichen Thatfache wird? Ist es nicht vielleicht derselbe unsichtbare Geist des Heils, derselbe Wille zur That, der den einsamen Dichter eine öffentliche Macht verlangen ließ und der die Arbeitermassen Europas die Umwälzung der herrschenden Machtzustände fordern läßt? Sollte nicht Gines ohne das Andere unmöglich sein?! „Um so viel tugendhafter ist ein Mensch, als er sich mehr bemüht, sein Dasein zu steigern.“ Was wollen die Tausende Anderes, als ihr verkümmertes Dasein steigern, wenn sie emporeklagen aus ihrer leiblichen Abhängigkeit vom Reichthum weniger Einzelnen! Wie will der Dichter „die Herrschaft des Reichthums aufheben“, wenn nicht durch Aufhebung des Reichthums selbst, nämlich des Reichthums der Wenigen! Wie „den Stult des ungeborenen Willens wieder herstellen“, wenn nicht durch Wegräumung der Lasten, die alle Volkskraft zu zerbrechen drohen, sogar mit eigener Wassengewalt! Wie kann der geistige Mensch zur Herrschaft kommen, wenn er umgeben bleibt von Menschen, die nicht einmal dem Adel ihres Leibes Zeit genug widmen können! Kann denn das geistige Dasein sich steigern, wenn alle Sinne voll leiblicher Mühsal sind? Und kann der Geist des Einzelnen wachsen, wenn kein gemeinsamer Boden sich bildet, der seine Seele zum Wachsthum reizt?

Es zeugt nicht von Vertrauen in den unsichtbaren Geist der Völker, daß man die Augen verschließt vor ihrem offenkundigen Willen. Es zeugt auch nicht von Glauben an die Thatkraft der Einzelseele, daß sie sich einpferchen soll in blühende Hecken,

um sich nicht „völlig“ dem Gemeinwesen „unterzuordnen“. Wer will sie denn unterordnen? und wer gar völlig? Solches hat noch keine Lehre gewollt, keine alte noch neue. Solches vermöchte auch keine Lehre, denn es wäre wider die Natur. Solches befürchten nur die Leute, die auf dem Markte die Kloden läuten hörten und „an den Dingen nichts zu sehen wissen als das Vorderste“. Einordnung will die Lehre der Reichthumsgemeinschaft, ganz wie die Lehre der Geistesgemeinschaft, und alle Unterordnung höre auf! Dieser Dichter, der seinen Landsleuten „ihre“ Hecke und „ihren“ Acker pries: weiß er denn nichts von der entsetzlichen Unterordnung, in der die Bauern seines Vaterlandes leben? In jedem volkswirtschaftlichen Handbuch kann er es nachlesen, daß diese Hecken und diese Acker nicht ihr eigen sind, daß sie den Pachtzins und die Steuern kaum erschwingen können, die ihnen die Großgrundbesitzer und der Staat aufbürden, daß kaum in Irland die Bevölkerung von solchem Schweiß und schmutzigem Glend triest wie in dem Garten Europas. Ich bin zu Fuß durch dieses Land gereist und habe Felder gesehen, wo das Korn auf dem Daln und die Trauben am Stock verfaulen, weil die Pachtbauern lieber unthätig hungern wollten, als keinen Ertrag aus ihrer Arbeit ernten; und Bürger dieses Landes, die hinter die Dinge zu sehen wissen, haben mir gesagt, daß dieses Bild der Verzweiflung kein seltenes sei.

Wohl klingt es hureißend, wenn ein Dichter — „des Lachens der Philister mit großer Verachtung bewußt“ — den Willen zur That vor seinem Volke verherrlicht. Aber ist es That, wenn er nichts Anderes thut als jeder Philister und itel berückichtigte Bourgeois? Auch dieser preist, wenn er des Sonntags spazieren geht, den Schimmer der ländlichen Hecken, weil er die Knechtschaft nicht sieht, die hinter der Blüthenkracht wuchert. Darf denn ein Dichter so sich selbst betrügen? Wie will er „die Schönheit, deren Mutter Italien ist“, in seinem Volke wieder aufwecken, wie „dem lateinischen Geist zum Heile der anderen Völker die Vorkerrschaft zurückgewinnen“, so lange kies Volk noch in höchster Ohnmacht um ein nothdürftiges Dasein ringt? „Es giebt kein Heil und keine Schönheit außerhalb des Ringens, worin ein Mensch, gebadet in Freiheit, alle Kräfte seines ganzen Wesens hergiebt.“ Ist denn ein Arbeiter, der nur dem Wort nach kein Sklave ist, „gebadet in Freiheit“? Und wenn in der Heimath des Dichters, in seiner engeren Heimath, wirklich noch freie Bauern auf eigenem Ackergrund sitzen sollten: weiß er nicht, daß jener Reichthum, dessen Herrschaft er vernichten will, gefräßiger als ein Raubthier ist, und daß in wenigen Jahrzehnten der Latifundien-Moloch auch sie verschlingen wird?! Wäre es da nicht heilsamer gewesen, den einfachen Männern, deren Geist noch zu unselbstständig, um dem Anprall gewaltiger Worte Stand zu halten, die Mahnung ans Herz zu legen: schließt Euch zusammen mit Euren städtischen Brüdern, sie arbeiten wie Ihr, sind Knechte des Reichthums wie Ihr, in ihren Zukunftssträumen lebt die befreiende That! Und wäre es nicht geistesklarer, die Kräfte dieser Einzelnen selbst „völlig“ dem Gemeinwesen einzuordnen, als sie den Ordnungsgelassen einer Kaste preiszugeben, deren „langsameres Sterben“ der Dichter „mit grausamster Kühnheit“ geschildert hat?

Ich frage diesen Dichter: Sind es nicht „einzig noch anbetungswürdige Dinge“: der Muth der Bedrückten und die Hoffnung der Verworfenen?! Fürchtet er ihnen nicht „Gewalt anzuthun“, wenn er an einem Wochentage die Armen des Geistes von der Arbeit ruft und ihre zerschundenen Hände lobt?! Fürchtet er nicht, „den unterirdischen Göttern zu verfallen“, wenn er die Seelen der Hungernden mit einem Becher voll Wein berauscht, der nur ein Schlummertrunk für sie ist, umrängt mit üppigen Fedeblumen?! Thun solches nicht des Sonntags auch die Priester, deren Herrschaft er brechen will?! Wahrlich, es wäre besser, er bliebe „im Schatten des Lorbeers und der Myrthe“ und schreibe Bücher, die Thaten sind. Dann wäre „seine schöne Geberde uns von Weitem ein heroischer Weckruf fürs Leben“, und sein Geist käme über uns, ob mit der Leucht-

kraft belebender Träume, ob auf dem Umweg, lebensunwürdige Schwächen zu spiegeln. Niemand denkt es dem Dichter, wenn seine Wege nicht die der Menge sind; meugt er sich aber in ihren Lärm und strebt nach Macht auf dem Markte, so nehme er auch die Waffen zur Hand, die auf dem Markte zum Siege führen, und Kämpfe für Ziele der Herrschaft, die Allen gemeinsame Freiheit verbürgen! Sonst wird nicht bloß Platon, sondern das Leben selbst ihn verbannen aus jenem Staatsrath des Geistes, der die Geschichte der Menschheit lenkt. Es ist nicht mehr die Zeit, mit zweierlei Wirklichkeit schönzuthun; die Weltgeschichte geht nicht doppelt vor sich. Was dem Geiste recht ist, das ist dem Körper billig. Zu den Bedingungen des höchsten geistigen Daseins gehört vor Allen der höchste Wohlstand des Leibes, und was der leibliche Arbeiter will, das müssen von je auch die geistigen wollen. Es hilft nichts, sich dagegen zu sperren. Mit allen Kräften müssen wir es wollen, ob nun auf einsamer, ob auf gemeinsamer Bahn. Wir müssen es wollen selbst um den Preis, uralte Heiligthümer einzelner Stände der neuen Weltthat für Alle zu opfern. „Es ziemt von nun an, jedem Zwiespalt zwischen Denken und Thun ein Ende zu machen.“

So möchte ich dem Dichter ins Herz rufen, der so hinreichend zu reden weiß. Den Männern aber, zu denen er redete, möchte ich Folgendes sagen: Ihr Bauern eines fremden Landes, hört auch meine „wahrhaftige Rede“! Auch ich „bin ein Dichter“ und „rühme mich“, für alles Leben ein Herz zu haben. Und Euer Leben ist mir nicht fremd; denn ich bin eines Försters Sohn und habe seit frühesten Kindheit gesehen, wie sich in Wald und Feld die Menschen plagten. Ich kenne die Tagelöhner, die schen und gebüdt und mit verbissenem Ekel zur Arbeit gehen; ich kenne die Bauern, denen ihr Tagewerk ein Freudenwerk ist, weil sie den eigenen Acker bestellen; und ich kenne auch die Bauern, die noch gebüdt gehen als die Tagelöhner, weil sie sammt ihrem Acker unnützen Wucherern dienstbar sind. Sie Alle arbeiten mit gleichem Fleiß, aber mit ungleichem Lohn, und deshalb ist „Neid“ zwischen den Menschen. Deshalb kann ihre Seele nicht aufrichtig werden und ihr Geist nicht aufrecht, und Einer „freut sich am Uebel“ des Anderen. Helft dieses ändern! Verhellet Jedweden zu einem Eigenthum, Jedem nach seiner Kraft; macht alles Land zum Gemeinbesitz, und Jeder empfangen sein Nöthiges, als anvertrautes Ehrenpfand, womit er frei zum Ueberflus schalten kann! Vertraut dem gemeinsamen Willen! Fürchtet nicht, daß Eure Heden alsdann verdorren! Immer wird der Mensch die fruchtbare Erde bestellen müssen, und wird der Nachbar vom Nachbarn sich scheiden, und wird der Sohn die Hede des Vaters pflegen. Sehr recht hat jener „längst verstorbene Dichter Hesiod“, daß „manches Mal die Hälfte mehr werth ist als das Ganze“; dies aber gilt nicht denen, die garnichts haben. Denn jener „längst verstorbene Ackermann Perseus“, zu dem er diese Wahrheit sprach, war sein mehrlicher, habgieriger, verschwenderischer Bruder, mit dem er um sein väterliches Erbtheil prozessirte — und es ist wenig angemessen, daß Euer dichterischer Landsmann Euch diesem Bruder gleichsetzt. Fürchtet auch nicht, daß Ihr „der Stimme Eures Blutes, der Seele Eures Stammes“ durch solchen Willen zuwiderhandelt! Denn jenes „tief-sinnige Fest der Grenzsteine“, das Eure Urväter feierten, das eben stammte aus einer Zeit, als noch kein Einzelner Eigenland hatte. Damals entschied noch die Gangeinde über die Grenzen der Feldmark, und im Besitz der Geschlechtsgeossen war nur ihr Haus und ihr Viehstand; wenn Euer Dichter dies anders ausmalt, so kennt er die Geschichte seines eigenen Volkes nicht. Damals besaß kein Mensch mehr, als ihm zukam nach seiner Kraft. Damals lebte noch Jeder in Eintracht mit der Gewalt, die aller That und alles Willens Mutter ist: in Eintracht mit der Natur. Aber es war ein rohes Leben, roh wie das Leben der Thiere, und der Mensch hat den Willen zur Menschheit. So kam es, daß er mit der Mutter eine Tochter zeugte: sie heißt Kultur — und Mutter und Tochter geziehen in Zwietracht. Denn um der Tochter willen

begann der Mensch dem gemeinsamen Mutterboden Gewalt anzuthun, und Bruder begann den Bruder zu knechten, und immer häßlicher wurde die Zwietracht. Und unter dieser Zwietracht leidet der Mensch, wie unter einer Blutschande; drum ward es der Wille der Menschheit, zurückzukehren aus Herz der Natur und Mutter und Tochter anzuschönen und all ihre Kräfte einig zu machen. Wenn demnach Euer Dichter Euch rath, vor einer Heilslehre Furcht zu haben, die ebenso alt wie jene schmachliche Zwietracht ist, so frevelt er wider den Willen der Menschheit, und seine That wird zur Unthat. Dies aber sage ich nicht, damit Ihr ihm mißtrauen sollt; denn seine Seele ist edel und glüht vom Willen zur That. Es ist ein guter Wille, wenn auch ein blinder. Reicht drum dem Dichter die Hände, und öffnet ihm die Augen für Eure Noth, daß ihn die krasse Wirklichkeit mit kaltem Schauer durchfährt, daß seine glühende Seele nicht zerschmilzt und ihm sein „männlicher Wille“ nicht „vor die trägen Fäße fällt“!

Dir aber endlich, Du mein deutscher Landsmann, Dichter wie ich, Dir rufe ich Dieses zu: Auch ich bin durch Venedig gegangen und habe den „immerwährenden unsichtbaren Dogen“ erlebt. Aber ich fand ihn nicht im ständigen Lärm der Gassen und Kanäle; da fand ich nur die „unsichtbaren Heiligen“, und keine Heiligen des Geistes, sondern einer dumpfen Sinnlichkeit. Doch eines Nachmittags stieg ich auf den Glockenturm, und in dem Augenblick, als ich hinaustrat und jenseits der Kuppeln des Markusdomes die sinkende Sonne über das Meer die sterbensfranke Farbenpracht herbstlicher Wälder ausbreiten sah, und jenseits des Meeres die strahlenden Gipfel der istrischen Berge aufsteigen sah: in diesem Augenblick fing unten auf der Piazza die Militärkapelle zu spielen an: den Trauermarsch aus der „Götterdämmerung“ — und Thränen überwältigten mich. Da sah ich ihn, den Geist des unsichtbaren Dogen; aber es war kein lebendiger Geist, es war ein Spukgeist traurigster Art, kein „Herr“ mehr des geflügelten Löwen. Nur den zu Einsamen erscheint er noch, nicht mehr der wimmelnden Menge dort unten, und Keiner hat ihn klarer gesehen als jener deutsche Dichter, der mit todtsicher Brust „das Herz Venedigs durch die Stille bluten“ hörte: Graf Strachwitz in den klagenden Terzinen:

„Mich aber packt ein innerstes Erbeben,
Sich ich um dieses wimmelnde Gewürme
Die alte Pracht ihr fürstlich Haupt erheben.
Wie dumpfer Vorwurf tönt der Rund der Thürme,
Und von dem Meere durch des Löwen Mähne
Ergeht ein Wehen längst verbrauchter Stürme.“

Seht zu, Ihr Dichter, die Ihr eine bürgerliche Macht begehrt, daß Ihr die Stürme wieder entfesselt in der Menge! Sie werden auch Euch die Flügel entfalten! Es ist nicht mehr die Zeit, einsam zu träumen! —



Auf der Walze.

Aus den Papieren eines Rechtsbruders. Von F. Niebeck.
(Fortsetzung.)

Bei der österreichischen Armee gefiel es mir nun so vortreflich, daß ich mich am liebsten nicht mehr von ihr getrennt hätte. Aber ach! Meine Militärzeit ging zu Ende und die Abschieds-stunde schlug, bevor ich sie erwartet hatte.

Gegen ein Uhr Mittags wars, als wir nach dreistündigem Marsche zum zweiten Male Halt machten. Die Abtheilung bezog in einem großen Dorfe Bauernquartiere. Wir standen auf einem Gänseanger, am Rande eines schmutzigen Teiches, als die Quartierzettel vertheilt wurden. Ich sagte zu einem Soldaten, der ein Ausbund von Gutmüthigkeit war, daß ich mit ihm ins Quartier gehen wolle, und Anton Grisinger — so hieß der Gute — war bereit, mich unter seinen Schutz zu nehmen. Da ertönte der Ruf des Riesen: „Niebeck! Wo ist der Lump?“

Ich trat vor, und als er mich erblickte, winkte er mit der Hand und bedeutete mir, an der Front der Abtheilung entlang zu gehen. Er ging hinter

mit her und sagte: „Nun machst, daß Du fort-kommst! Aue Affenschand' für uns, so 'ne Nummer mitzuschleppen! Und sag' den Sachsen, sie soll'n Dich aufhängen!“

Diese Worte ließen mich vermuthen, daß wir an der Grenze seien und ich nun ausgewiesen werde; doch es bot sich mir eine andere Ueberraschung. Hinter unserer Abtheilung standen etwa zwanzig Soldaten, die nicht zu uns gehörten. Sie trugen andere Uniformen, als die unseren, und ich hielt sie für Jäger. Vorher hatte ich sie nicht bemerkt, und ich wunderte mich, wo sie so plötzlich hergekommen waren. Abseits von der kleinen Truppe redete unser Offizier mit einem Korporal der Jäger und überreichte ihm ein blaues Büchlein und mehrere Papiere. Mit sicherem Blick erkannte ich, daß das meine Legitimationschriften waren.

Der Riese schob mich zu den Jägern hin und redete sie folgendermaßen an: „Dös is a feiner Rekrut, den schenk i Euch! Wenn der in a Schmelzofen g'steckt und umgeschmolzen wird, giebt's was Gediegenes!“

Die Jäger empfingen mich mit Gelächter; doch rührte sich Keiner aus dem Giede. Jetzt kamen der Korporal und der Offizier an mich heran. Dieser lächelte freundlich und sagte: „Gute Reise! Nun geht's nach Sachsen!“ und der Korporal lud mich mit den Worten ein: „Kommen Sie, 's geht schon los!“ Ein kurzer Kommandoruf; die Jäger machten eine Schwenkung und marschirten ab.

„Adje, meine Herren!“ rief ich meiner alten Abtheilung zu, während ich an der Seite des fremden Korporals von dannen zog.

Der Gruß blieb unerwidert; die Kriegskente dachten jetzt nur an ihre Quartiere, und mein Abschied war ihnen gleichgültig. Mir aber war zu Muthe, als schied ich auf ewig von lieben Kameraden, und daß ich von ihnen in der Scheideminute keine Beachtung fand, that mir weh. Gern hätte ich den Anton Grisinger gesehen, mein Gruß wäre nicht unerwidert geblieben — doch die Jäger hatten lange Beine und machten rasche Schritte, und mein Korporal drängte mich vorwärts.

„Ist der Weg weit, den wir jetzt zu laufen haben?“ fragte ich voll Besorgniß.

„Keine Angst! Sie halten's schon noch aus,“ gab er freundlich zur Antwort.

Endlich wieder Einer, der mich nicht verächtlich mit „Du“ anredete.

„Was geschieht denn an der Grenze mit mir?“ fragte ich weiter.

„Garnichts! Sie sind dann frei und können machen, was Sie wollen.“

„Ich wäre lieber hier geblieben! Bei den Oesterreichern muß man ja schrecklich laufen! So viele Meilen am Tage, das hält kein Teufel aus!“

„Die Oesterreicher haltens schon aus; das sind stramme Soldaten,“ sagte er im Tone stolzen Selbstbewußtseins. „Die Oesterreicher halten noch viel mehr aus.“

Er war ein angenehmer, lieber Mensch, dem nichts anhaftete von dem bekannten Tressendünkel. Unermüdtlich und stets gleichmüthig gab er Bescheid auf meine vielen Fragen, ohne dabei gesprächig zu sein. Zuweilen, wenn unsere Unterhaltung ins Stocken gerieth, nahm er selbst das Wort und erzählte von seiner Vergangenheit. Er sei ein halber Preuze; seine Mutter stamme aus Leobichütz, und er habe vier Jahre in Preußen gearbeitet; zuerst in Magdeburg in einer Zuderfabrik und dann in Berlin als Haushälter in einem Gasthause. Von dort sei er zum Militär gekommen. Mit seinen Untergebenen schien er freundschaftliche Beziehungen zu unterhalten; er redete bald diesen, bald jenen Jäger an, und der gegenseitige Verkehrston kam mir vertraulich vor.

„Nu sind wir schon da!“

„An der Grenze?“

„Ja, dort ist die Grenze.“

Wir waren kaum eine halbe Stunde gelaufen. Wenige Sekunden später gewahrte ich zwei österreichische Soldaten, die mitten auf dem Wege Posten standen, und bald darauf traten noch andere Soldaten aus dem Gebüsch hervor, das sich zu beiden Seiten des Weges befand. Bei unserer Annäherung grüßten



Schweigen im Walde. Nach dem Gemälde von Arnold Böcklin.
Photographieverlag der Photographischen Union in München.

sie vergnügt, doch ohne militärisches Zeremoniell, und Einer fragte meinen Korporal lachend, was er da für ein seltenes Thier mitbringe.

„Der spaziert jetzt über die Grenze,“ sagte der Korporal und reichte mir die Hand.

„Lassen Sie sichs gut gehn und machen Sie drüber gute Geschäfte!“ sprach er zu mir und geleitete mich einige Schritt bis mitten auf eine kleine Brücke, unter der ein Wasserlein dahinstoß. „Na, nu laufen Sie!“

Ich rief den Jägern ein lautes „Adje!“ zu, das vielsinnige Erwiderung fand, dann wechselte ich noch einen Händedruck mit dem Korporal, und festen Fußes schritt ich als freier Mann hinein in das deutsche Vaterland.

„Halt doch, halt! . . . Sie, Ihre Schriften!“

Nichtig, meine Schriften! Der Korporal stand auf der Brücke und schwenkte die Papiere in der Luft. Ich ging hin und nahm sie in Empfang.

„Ohne die Dinger würden Sie nicht weit gekommen sein!“

„Ich danke bestens! Lassen Sie sichs gut gehn und denken Sie manchmal an mich!“

„Wollen wir thun! Gute Verrichtung!“

Leb' wohl, mein Oesterreich! In der Seele wogte, als ich einsam des Weges weiter ging, ein seltsames Gemisch von Empfindungen — Wehmut, Stolz, Angst, Lebenslust, Bangigkeit, Glückshoffnung und düstres Verzagen. Von Sekunde zu Sekunde wechselten sie die Herrschaft, und bald wünschte ich mir den Tod, um bald darauf in seliger Kampfbegier und Siegesgewißheit einen Hopsier zu machen. Mir war, als ich so über die Grenze zweier Reiche ging, als hätte ich ein bedeutsames Lebensschicksal hinter mir und als begänne nun ein neues Leben für mich — als hätte ich Abenteuer überstanden und Erfahrungen gesammelt, die einzig in ihrer Art seien, und als hätte ich dadurch das Anrecht erworben, als ein „weitgereister“ und somit auch als ein grundgescheidter Mensch zu gelten. Das Bewußtsein, im Auslande gewesen zu sein und Bekanntschaft mit der österreichischen Armee gemacht zu haben, erfüllte mich mit freudigem Stolz und ließ mich in Selbstbewunderung erschauern. Die Welt, aus der ich schied, erschien mir plötzlich in romantisch-schönem Lichte; ich vergaß die Qualen und Unbilden, die ich erduldet hatte, und dachte nur an die Minuten der Lust — an den Offizier und seine Zigarre, an die gemüthlichen Soldaten, an die Schwelgerei auf dem letzten Marsch, an den freundlichen Korporal und seine Jäger. Wenn ich dagegen an Sachsen dachte, an das Land, das ich schon kannte und das mir jetzt in der Vorstellung wie herzlose Prosa vorkam, verfinsterte sich mein Sinn und die Seele erzitterte im Vorgefühl kommenden Unglücks. . . Die Kleider waren abgenutzt und gingen aus den Näthen; die Stiefeln ohne Sohlen und so schief getreten, daß ich auf dem Seitenleder ging; die Füße wundgerieben und schon halb erfroren, und — der Winter mit seinen Schrednissen konnte jeden Tag ausbrechen. Daß die Spätherbsttage so schön waren, mußte ich als besondere Gnade empfinden.

„Zurück! — zurück!“

Ein sächsischer oder preussischer Soldat schrie mir diese Worte zu und winkte abweisend mit der Hand. Er stand, die Flinte unter dem Arme, mitten auf der Straße, etwa dreißig Schritt von mir entfernt. Ich blieb verwundert stehen und wir sahen einander forschend an. Was sollte sein Zuruf bedeuten? Der Mann konnte mich doch unmöglich hindern wollen, auf einer öffentlichen Chaussee zu gehen. Nach kurzer Pause machte ich versuchsweise einige zaghafte Schritte nach vorwärts. Sogleich aber erscholl wieder sein „Zurück!“, und er legte beide Hände an die Flinte, als sei er entschlossen, mich niederzuschleifen, falls ich noch einen Schritt näher käme.

„Ich muß doch hier gehen können!“ rief ich.

„Die Grenze ist gesperrt; hier darf kein Mensch durch!“ gab er zur Antwort.

Er kam mir ein wenig näher und forderte mich nochmals auf, zurückzugehen.

„Ich kann nicht!“ sagte ich trotzig. „Die Oesterreicher haben mich nach Sachsen ausgewiesen, weil ich ein Preuße bin!“

„Machen Sie, daß Sie fortkommen!“ schrie er grob. „Dieser Weg ist gesperrt!“

„Welchen Weg soll ich denn gehen?“

„Das geht mich nichts an! Aber fort, sonst knalle ich Sie über den Haufen!“

„Na, meinnetwegen“, dachte ich. „Da gehe ich einfach zu meinen Oesterreichern zurück.“

Die Brücke, hinter der die Oesterreicher standen, war ungefähr anderthalbhundert Schritt entfernt. Als ich ihr nahe kam, traf mich abermals ein Donnerwort. „Zurück! Hier darf keiner drüber!“ schrie einer der Jäger, mit denen ich in diese verheerete Gegend spaziert war.

„Die Sachsen lassen mich nicht durch!“ klagte ich ihm. „Sie sagen, die Grenze wäre gesperrt.“

„Hier ist die Grenze a g'sperrt!“

Jetzt erschienen noch mehrere Jäger auf der Brücke, darunter der Korporal. Ich wollte auf ihn zuweichen, doch Alle erhoben plötzlich ein mörderliches Geschrei des Inhaltes, daß ich nicht nahe kommen solle, da sonst geschossen werde. Nach einer solchen Drohung blieb mir nichts übrig, als aus der Ferne mit ihnen zu verhandeln. Ich berichtete dem Korporal über meine Begegnung mit dem sächsischen Grenzposten und bat ihn, mir einen anderen Weg über die Grenze zu zeigen.

„Für Sie giebt's keinen anderen Weg!“ erwiderte er.

„Aber wenn mich die Sachsen nicht durchlassen!“

„Dafür können wir nicht. Sie sind ausgewiesen, und Sie dürfen nicht mehr nach Oesterreich herein.“

„Wie können Sie mich denn ausweisen, wenn Sie wissen, daß die Sachsen die Grenze gesperrt halten!“

„Was geht das mich an! Sie gehören zum deutschen Reich, und die Sachsen müssen Sie durchlassen!“

„Sie thuns doch nicht! Der Posten sagt, er schieße mich todt, wenn ich ihm zu nahe komme.“

„Dafür kann ich nicht! Hier werden Sie auch todgeschossen, wenn Sie auf die Brücke kommen. Von hier aus darf Jeder drüber, aber zurück darf er nicht. Das ist Befehl.“

Alles Bitten half nichts; der Korporal zog sich zurück hinter das Buichwerk, das am Wege wucherte, und der auf der Brücke zurückgebliebene Posten deutete mir durch Winke und Geberden an, daß ich mich entfernen solle. Unschlüssig und unmutig ging ich zurück. Ich überlegte, ob es gerathen sei, quer über die Felber zu gehen und irgend einen Schleichweg aufzusuchen, auf dem ich nach Sachsen oder zurück nach Oesterreich gelangen könne; allein ich vernünftete, daß die Grenze überall durch Militär besetzt sei, und außerdem wäre ich ja von den auf der Straße postirten Soldaten gesehen worden. Der Teufel traue den Flinten der Wachtposten!

Der Weg war ungerade, und zu beiden Seiten befand sich österreichisches Baumwerk, so daß ich den sächsischen Posten erst wieder sehen konnte, als ich ihm auf Sprechweite nahe gekommen war.

„Zurück!“ schrie er abermals, und diesmal legte er sofort beide Hände an die Flinte. „Hörst Du nicht, daß hier kein Weg geht?“

Jetzt duzte mich der Grobian fogar. Fahr' ihm der Geier ins Genick! Aus heiligem Respekt vor seiner Flinte hemmte ich sogleich den Fuß.

Wieder kam er mir drohend näher, und nochmals erscholl sein „Zurück!“

„Was soll ich denn anfangen?“ fragte ich ihn.

„Zurückgehn sollst, woher Du gekommen bist, verfluchter Lump!“

„Das Schimpfen ist überflüssig!“ rief ich empört.

„Ich will, daß Sie mich bei Ihrem Offizier oder Unteroffizier melden, wenn er kommt, oder wenn Sie abgelöst werden. Die Oesterreicher haben mich ausgewiesen und lassen mich nicht über die Brücke zurück.“

Er ließ mich kaum ausreden, sondern drohte mir aufs Neue mit Erschießen, wenn ich nicht mache, daß ich von sächsischem Boden herunterkomme. Gegen diese Antwort gab es keinen stichhaltigen Einwand, und so suchte ich mich durch das Sprichwort zu trösten, laut welchem der Kluge nachgiebt.

Wie konnte ich wissen, wo der sächsische Boden anfing und der böhmische begann! Ein Grenzpfahl

oder eine Grenztafel war nirgends zu erblicken. Ich wich zurück, bis ich seinen Augen entschwunden war und überlegte, was zu thun sei. Das war ja die richtige Manesfalle, in die ich getrieben worden war. „Ueberall ein Draht, und das ist schab! Ueberall ein Gitter, und das ist bitter!“ — wie es so ergreifend traurig vom gefangenen Mänschen im Kinderliede heißt.

Aber heraus muß ich! Ich müßte ja sonst während der Nacht auf diesem vom Satan gesegneten Fleck Erde erfrieren! Unter freiem Sternenhimmel würde ich zwar auch übernachten müssen, wenn ich bei Zeiten aus der Manesfalle herauskäme; doch ich könnte mich dann wenigstens bewegen — könnte laufen und so dem Froste Trost bieten. Hier aber durfte ich mich nur wie ein Kreisel um mich selbst drehen; denn wenn ich zu laufen begänne, käme ich überall den Flintenläufen zu nahe.

Ein Gedanke! Ich warte, bis der Posten abgelöst wird — denn ewig wird er doch nicht dort stehen bleiben — und dann weude ich mich an den Unteroffizier oder den Gezeiten, der die Wache anführt. Dieser muß Rath schaffen. Ein anderes Mittel weiß ich nicht. . . .

Ich wählte eine Stelle, von der aus ich den sächsischen Posten sehen konnte, und setzte mich hinter einen Baum. Er bemerkte mich sogleich und beobachtete mich mit strengem, mißtrauischem Blick, verließ sich aber ruhig. Da er mich sitzen ließ, nahm ich an, daß ich mich nicht im deutschen Reiche, sondern im österreichischen Kaiserstaate befand. Ich war doch aber aus Oesterreich ausgewiesen! Weshalb duldeten mich da die Oesterreicher in ihrem Lande? Oder sollte der Boden unter mir neutral sein? Ich konnte das nicht ergründen; hingegen erfuhr ich bald, daß er recht kalt war und das Raufen auf ihm für die Dauer kein Vergnügen sei. Ich erhob mich, und aus Langerweile spazierte ich ein wenig auf die Brücke zu, in der leisen Hoffnung, mit meinen dortigen Freunden einen Gruß austauschen zu können. Aber ach! Die Herren waren, seitdem sie mich verstoßen hatten, rauhaarig gegen mich geworden und wollten nichts mehr von mir wissen. Schon aus beträchtlicher Entfernung winkte mir der wachhabende Flintenmann energisch ab, so daß ich es für gut hielt, mich nicht mehr mit ihm einzulassen. Ich wandte mich wieder dem theuren deutschen Vaterlande zu, bis ich die heimathlich traute Fichelhaube funkeln sah; dann ließ ich mich abermals am Grabenrande nieder, zählte zum Zeitvertreib die Strauchbäume und die Naben, die über den Weg flogen, und machte darauf eine neue Promenade durch mein neutrales Reich. Es umfaßte neun Bäume, und ich legte, da ich nichts Dämmers zu thun wußte, jedem der Bäume einen Namen bei. Das waren die neun Hauptstädte meines im Kriegszustande befindlichen Landes; wagte ich mich über die älteren Städte hinaus, so wurde ich vom Feinde bedroht — auf der einen Seite von den Türken, auf der anderen von den Hottentotten. Als ich wieder einmal in der Grenzstadt Friedrichsburg weilte, die zugleich meine Residenzstadt war, sah ich, daß die Hottentotten einen zweiten Posten vorgeschoben hatten. Der Neuling stand etwa fünfzig Schritt hinter meinem Erzfeinde, der mich, so oft ich nach Friedrichsburg kam, fortwährend lauernd betrachtete. Vielleicht war Jener schon längst zur Stelle gewesen, und ich hatte ihn nur vorher nicht bemerkt.

Trotz der reichen Unterhaltung, die ich mir dadurch verschaffte, daß ich mit närrischer Phantasie ein richtiges Königreich gründete, in dem ich als absoluter Herrscher regierte, war das Warten langweilig und die Ungewißheit, in der ich schwebte, beängstigend. Sollte denn der Posten gar nicht abgelöst werden? Nach meiner Berechnung wartete ich schon zwei bis drei Stunden auf dieses für mich hochwichtige Ereigniß. Die Sonne neigte sich bereits ganz bedenklich dem Untergange zu. Daß der arme Schlucker nicht müde wurde, oder gar den Verstand verlor bei dem ewigen Herüber- und Hinübergehen von einem Strauchrande zum anderen! . . .

Noch unzählige Male bereifte ich mein Königreich und besichtigte genau meine Städte, als endlich — o Frohlocken! — die Ablösung anmarschirt kam.

Ich eilte nach Friedrichsburg, um von dort aus meinen Plan ins Werk zu setzen. Jetzt war der große Augenblick zum Handeln gekommen. Drei Mann kamen schallenden Trittes daher gestampft; vorn Einer, hinten Zwei. Der Grobian stellte sich in Postur; auf ein Kommando präsentirten alle Vier das Gewehr; darauf trat der neue Posten vor und der alte hüpfte hinter seinen Erlöser. Kühnen Fusses ging ich auf die Gruppe zu und verlangte, durchgelassen zu werden. Sogleich nahmen alle vier Mann eine so drohende Haltung gegen mich ein, als wollten sie mir mit Gott für König und Vaterland eine Feldschlacht liefern. „Fort!“ befaß mir der Postenführer, „hier herein dürfen Sie nicht!“

„Ich bin aber ein Deutscher und bin von drüben ausgewiesen worden!“ rief ich. „Die Oesterreicher haben mich über die Brücke gebracht und lassen mich nicht mehr zurück! Wenn ich hinkomme, legen sie die Gewehre auf mich an.“

Der abgelöste Posten erstattete dem Führer die Meldung, daß ich schon wiederholt versucht habe, durchzudringen und mich bereits seit Stunden auf der Straße aufhalte. Schweigend hörte der Führer — ein Gefreiter — zu und machte dabei ein rathloses Gesicht. Ich suchte ihm aufs Neue klar zu machen, daß Deutschland verpflichtet sei, mich aufzunehmen; er aber schüttelte schließlich den Kopf und sagte kurz: „Das geht wieder die Instruktion!“

Er wandte sich ab, kommandirte „Rehrt marsch!“ und tripp, trapp, zogen sie ab.

„Ich will mit!“ schrie ich und wollte ihnen nach-eilen; doch der neue Posten trat mir entgegen und drängte mich mit dem Gewehrkolben zurück. „Fort, fort, es hilft Alles nichts!“ sprach er. „Wir können's nicht ändern.“

„So melben Sie doch, daß ich da bin!“ rief ich den abmarschirenden Soldaten mit voller Lungenkraft nach.

Sie hörten nicht auf mein Schreien; ohne sich umzublicken, schritten sie hinein in die abendliche Dämmerung.

„Gehn Sie fort!“ sagte der Posten in rauhem Tone.

Tief entrüstet über meine beiden Nachbarreiche und die wahnwitzigen Instruktionen, die sie ihren Grenzsoldaten ertheilt hatten, ging ich zurück in das Bereich meiner Städte. Der lang und bang erwartete Entscheidungskampf war für mich verloren; alle meine Weisheit war erschöpft, und mir blieb nichts übrig, als in Geduld das Erschöpfen der Kinderpest abzuwarten oder, wenn mir die Zeit zu lang werden sollte, ins Gras zu beißen.

Wieder besuchte ich meine Städte und wieder blickte ich sinnend den Raben nach, die Tags über drüben in den sächsischen Dörfern dem Fraße nachgegangen waren und nun am scheidenden Tage still heimflogen in die böhmischen Wälder. Für dieses gestügelte Räuberpaar gab es keine Reichsgrenzen; nach ihnen schielte und zielte kein Posten, und sie zogen in stummer Verachtung über das tief unter ihnen liegende Narrenland hinweg. Ich Unseliger nur, dem keine Flügel gewachsen waren, obgleich ich in meiner Kindheit fest darauf gerechnet hatte, stand hier wie ein gefangenes Raubthier. . . Wie ein Raubthier? Die Sachsen mußten mich wohl in ihrer Helligkeit zu einer anderen Klasse der Zoologie rechnen, denn sie fürchteten, ich könne ihnen die Kinderpest in ihr dreieckiges Königreich einschleppen.

Die Sonne war prunklos in starrgrauen Nebelmassen verfunken, ohne einen einzigen verklärenden Abschiedsstrahl zurückzusenden; die Himmelskuppel schimmerte smaragdgrün in jenem unbestimmten Lichte, das weder Tag noch Nacht bedeutet. Die letzten Raben waren längst dahin, und rings auf den Feldern machte sich ein wunderzarter weißer Nebelflor bemerklich. Mir schauerten die Gebeine vor Kälte.

Ich war im Begriff, mir mit dem Messer ein Denkmal in einen jungen Baumstamm zu schneiden, als ich einen Ruf vernahm. Dort an der Westgrenze meines Reiches stand ein Soldat und richtete seine Blicke auf mich. „Heda!“ rief er, als er sah, daß ich ihn bemerkt hatte.

„Ein Netter!“ klang es in mir, und aller Freuden voll rannte ich auf ihn zu. Der Posten

war es nicht, denn er trug weder Gewehr noch Mantel. Ich sah an seinem rothen Krage die Gefreitenkröpfe funkeln.

„Was is denn?“ begann er, als ich vor ihm stand und ihm in das runde, fleischwangige, offene Dörsflergesicht blickte.

„Ich will fort von hier,“ sprach ich. „Den ganzen Nachmittag schon steh' ich da und kann nicht von der Stelle.“

„Der Unteroffizier will wissen, was is!“ Mit eifrigen Worten berichtete ich ihm über das himmelschreiende Unrecht, an dem ich litt, und verlangte, daß mir, als Deutschem, der Weg ins deutsche Reich freigegeben werde. „Das ist ja der reine Nord, der an mir verübt wird!“ schloß ich in heftiger Entrüstung.

Er hatte mir schweigend und mit sichtlicher Spannung zugehört, und ich wartete nun begierig auf seine Antwort. Zunächst wiegte er bedenklich den Kopf, dann sagte er: „Es wird schwer halten, Sie werden nicht durchkommen.“

„Warum nicht?“ Seine Worte stößten mir ein gelindes Entsetzen ein.

„Es geht streng zu!“ fuhr er fort. „Gestern wollte ein Fleischer aus Schandau, der in Geschäften drüben war, hier durchkommen, und er hat nicht gedurft. . . er hat auch zurück gemußt. — Müßen Sie denn hier gehen? Es giebt ja sonst noch Wege. Da weiter hinauf is die Grenze frei.“

„Ich will ja einen anderen Weg gehn; aber ich sage Ihnen ja: die Oesterreicher lassen mich nicht zurück. Sobald ich dort der Brücke zu nahe komme, wollen sie schon schießen!“

„Die Oesterreicher sein Schweinehunde, aber so leicht schießen thun sie nicht,“ entgegnete er. „Gehn Sie nur dreist hin; sie werden Sie schon durchlassen.“

„Nein, sie thuns nicht! Kommen Sie doch mit und überzeugen Sie sich! Die Oesterreicher haben mich ja ausgewiesen, weil ich keinen Auslandspaß habe.“

„Sie haben ja den Fleischer auch durchlassen müßen!“

„Mich aber lassen sie nicht durch! Bitte, kommen Sie mit; Sie sollen sehen, daß ich recht habe!“

„Sie sein Schweinehunde,“ wiederholte er. „Aber bei uns werden Sie auch nicht durchgelassen. Denken Sie doch: wenn selbst ein Fleischer aus Schandau nicht herüber darf!“

„Aber, was soll ich denn in der Nacht hier anfangen? Wenn ich wenigstens warme Kleider hätte! Oder ein paar Decken, damit ich mich einhüllen und schlafen kann! . . . Decken müßen Sie mir herschicken, wenn ich nicht hinüber darf. Und Abendessen!“

„Ja, 's is traurig!“ sagte er lächelnd. „Viel- leicht melbet's der Unteroffizier dem Herrn Rent'nant.“

(Fortsetzung folgt.)

Post festum.

Ein Erinnerungsblatt. Von Dellew Roberty.

(Zu unserem Bilde.)

Vor wenig Monden durfte die freie Republik der Schweiz den siebenzigsten Geburtstag eines Herrschers feiern, wie sie seines Gleichen so bald nicht wiedersehen wird. Die freie Schweiz und einen Herrscher ehren? — Je nun, es ist kein Potentat auf goldenem, sichtbarlichem Throne, denn einem solchen würde der Stolz des freien Schweizlers sich nicht beugen, und doch ein Herrscher, aber einer anderen Welt, ein Herr und Mächtiger im Reiche des Geistes, im Reiche der Kunst — Arnold Böcklin. Und ihm wollen, ihm dürfen auch wir deutsche Kämpfer für eine neue Welt, die deutschen Proletarier, die Huldigung nicht versagen.

Freilich, noch sind ihrer nicht Viele, die den Meister kennen, die wissen, warum eigentlich sie ihn ehren sollen; allein, so sicher die Kulturerrungenschaften der Vergangenheit, der Gegenwart dereinst das Erbe des gesammten Volkes werden müssen, so sicher wird auch Arnold Böcklin und seine Werke dereinst Gemeingut Aller, Gemeingut auch des heute

noch von so unendlich vielen Gütern, der Kunst vor Allem, ausgeschlossenen, arbeitenden Volkes sein.

Doch glauben wir nicht, daß diese Güter uns darum auch gleich als reife Früchte in den Schooß fallen werden; nein.

Wenn es ein Gebiet menschlichen Schaffens giebt, das erst errungen, erst erobert sein will, so ist es das Gebiet der Kunst. Und von keinem anderen gilt so sehr das göttliche Wort:

Was du ererbt von deinen Vätern hast,
Erwirb es, um es zu besitzen.

* * *

Also: Wer ist Arnold Böcklin?

Heute der größte deutsche Maler unseres ausgehenden neunzehnten Jahrhunderts, vor siebenzig Jahren nichts als der unbedeutende Sohn eines Baseler Bürgers und Kaufmanns, wie hundert und tausend Andere auch.

Aber sobald das Kind zum Jüngling herangewachsen, erwachte in ihm auch bereits der Trieb zu künstlerischem Schaffen, und so bezog Böcklin, nachdem er sich die wissenschaftlichen Kenntnisse des Gymnasiums angeeignet, im Jahre 1846 als Neunzehnjähriger die damals vielberühmte Akademie in Düsseldorf.

Freilich hielt es ihn hier nicht allzu lange. Auf den Rath des eigenen Lehrers, des bekannten Landschaftsmalers Schirmer, wandte er sich zwei Jahre später nach der alten Kunststadt Brüssel, wo er, die Niederländer des siebzehnten Jahrhunderts studierend, so recht aus dem Vollen, aus der Quelle der Kunst zu schöpfen in der Lage war. Darnach finden wir ihn im tollen Jahre 1848 in Paris, wo er die Kunstschätze des Louvre kennen lernte, und nachdem er in der Heimath als schweizer Soldat seiner Dienstpflicht genügt hatte, 1850 endlich im Lande seiner Sehnsucht — Italien.

Was dieses Land für Böcklin und seine Kunst bedeutet, wollen wir weiter unten sehen, und vorerst dem Meister nur flüchtig auf seinem ferneren Lebenswege folgen.

Glücklich gestaltete sich dieser unter dem reinen Blau des südlichen Himmels zunächst nur insofern, als Böcklin in einer bildschönen Italienerin, Angelina Pasucci, das Weib seiner Wahl, das Weib seines Herzens fand, das ihm noch heute, im Greisenhaar, als treue Lebensgefährtin zur Seite steht.

Lohn und Anerkennung waren ihm dagegen damals noch veragt und des Lebens Noth und Sorge seine ständigen Begleiterinnen.

Und auch in München, wohin er im Jahre 1856 überfiedelte, wäre in dieser Beziehung kein Umschwung eingetreten, wenn nicht der bekannte Dichter und Kunstfreund, Graf Schack, sich seiner angenommen und ihm allerlei Aufträge ertheilt hätte, die ihn doch wenigstens sein tägliches Brot finden ließen.

Auf den Münchener Aufenthalt folgt alsdann ein zweijähriges Wirken als Lehrer an der Weimarer Kunstakademie, wo neben ihm damals der größte Portraitmaler unserer Zeit, Franz von Lenbach, und der Berliner Bildhauer Reinhold Begas thätig waren. Daß es Böcklin in der thüringischen Musenstadt an der Elm nicht länger als zwei Jahre anhält, wird man begreiflich finden, wenn man weiß, mit welcher vollen Zügen der Künstler die italiische Luft und Sonne eingesogen hatte, wie sehr er in der Farbenpracht der südlichen Landschaft schwelgte, die seine eigentliche Heimath, der Nährboden seiner Phantasie und Gestaltungskraft war und auch für die Zukunft bleiben sollte.

So sehen wir Böcklin denn auch im Jahre 1861 aufs Neue jenseits der Berge im sonnigen Italien, das er bis nach dem Bella Napoli und den Trümmern der alten Römerstadt Pompeji hin durchstreifte und dem er 1866 wohl nicht schon wieder den Rücken gewandt hätte, wäre ihm damals nicht von seiner Vaterstadt der Auftrag geworden, das Treppenhaus des Baseler Museums mit den Gebilden seiner Phantasie zu schmücken.

Diese Arbeit aber nahm den Künstler volle fünf Jahre in Anspruch, und erst nach weiteren drei, die er in München zubrachte, war es ihm möglich, wieder nach dem Süden zurückzukehren, wo er sich in Florenz,

der leblichen Stadt der Blumen, nunmehr für neun Jahre niederließ.

Und Italien ist, wenn man von einem nochmaligen längeren Aufenthalt in der Schweiz (1885 bis 1892) absteht, auch bis auf den heutigen Tag des Künstlers zweite Heimath geblieben. Hier ist die Mehrzahl der herrlichen Werke des Meisters entstanden, hier schafft er auch heute noch in ununterbrochener Folge aus seinem innigen Verkehr mit der Natur heraus neue Gebilde seiner schier unerschöpflichen Phantasie. Damit haben wir aber auch gleich die letzten Wurzeln seiner Kraft, die unvergänglichen Quellen seiner künstlerischen Persönlichkeit genannt: eben Natur und Phantasie.

Was man auch sonst zur Charakterisirung eines großen Landschafters sagen mag, wie, daß er die Natur beherrsche, daß er aufs Innigste mit ihr vertraut, daß er ihre intimsten Reize empfunden und erlaucht habe, für Böcklin reichen derartige Bezeichnungen doch kaum aus.

Denn mehr als dies Alles hat er die Natur gleichsam in sich aufgenommen, um aus der Tiefe seines Geistes heraus sie neu zu gestalten, die wiedergeborene mit seiner Seele zu beleben.

So kommt es denn auch, daß wir vor so manchem seiner Gemälde verwundert fragen, wo und ob es denn überhaupt eine solche Landschaft gebe, und daß wir auf der anderen Seite doch unwillkürlich empfinden: das, was wir da vor uns sehen, ist ein Stück Natur.

Vielen mag zur Erklärung dessen ja wohl die wenig bekannte Thatsache genügen, daß Böcklin nicht gleich den meisten Anderen im Freien nach der Natur selbst arbeitet, sondern daß er seine Bilder, wie man zu sagen pflegt, „aus dem Kopfe“, aus der Erinnerung malt.

Und doch ist diese Erklärung kein zureichender Grund für die Eigenart Böcklinischer Kunst. Es bleibt trotz alledem für uns noch ein unauslösbare Rest bestehen; aber dieser ist eben das letzte Geheimniß jedes künstlerischen Schaffens überhaupt. Dasselbe aber, was für die Landschaften des großen Meisters gilt, gilt auch für die von einem unendlichen Phantastereichtum zengenden Gestalten und Fabelwesen, mit denen er sie belebt. Die so häufig bei ihm wiederkehrenden Tritonen und Nereiden hat er gewiß nirgends aus den schäumenden Wogen des mittelländischen Meeres auftauchen sehen, die Wald- und Bergbewohner, wie Centauren, Paue, Faune, sind ihm im Leben nie begegnet, und doch, auf seinen Bildern erscheinen sie uns nicht wunderbar, im Gegentheil fast selbstverständlich.

Es ist uns, als seien sie, gleich den Bäumen, aus dem Erdboden selbst hervorgewachsen, als müßte es in dieser oder jener Landschaft solche und gerade nur solche Fabelwesen geben. So erscheinen uns auch die Götter und Göttinnen des Meisters, die er nicht in die Natur hineinsetzt, sondern aus ihr heraus entwickelt, so ganz anders als die Bilder, die z. B. die griechische Kunst uns von ihnen überliefert hat. Sie sind bei Böcklin, ich möchte fast sagen: weniger zivilisirt, ursprünglicher; es haftet ihnen stets etwas von dem Element an, mit dem sie die naive Volkphantasie dereinst in Verbindung brachte.

Und nun das Hauptmittel, durch das der Meister bei allen seinen Werken die Stimmung, die er jeweils in der Natur erblickte und auf die Leinwand baute, uns, dem Beschauer, gleichsam aufzwingt.

Es ist die Farbe.

Mag er nun die in ihrer Mannigfaltigkeit schier unendliche See uns schildern, wie sie in wilden, schaumgekrönten Wogen hoch sich aufbäumt oder gleich einem stillen Spiegel sich wie todte ins Weite dehnt, mag er die geheimnißvolle Stille uralter heiliger Haine wiedergeben, oder die unter glühender Sonnenhitze verschmachtende, öde Landschaft, das sanfte, weiche Blau des Frühlingshimmels, oder die Nacht mit ihren finsternen, vom Sturm getriebenen Wolkenzügen malen, überall weiß er die Farbennuancen, die Töne zu finden, die die von ihm beabsichtigte Stimmung in uns auslösen müssen. —

Wie für Böcklin die Farbe so das Hauptmittel seiner Darstellung, das Geheimniß seiner tiefgehenden

Wirkung bildet, so war sie ihm aber auch zugleich innerstes Bedürfniß, und weil er sie nirgends in solcher Fülle, so intensiv, so glänzend finden konnte wie im Süden, darnach mußte Italien zur eigentlichen Heimath seiner Künstlerseele werden.

Ihr hat er, wie ein flüchtiger Blick auf die fast übergroße Zahl seiner Arbeiten lehrt, die meisten seiner Motive, seiner Gegenstände entnommen, und es bliebe nur noch die Frage übrig, welcher Art waren diese, was hat er gemalt.

Einfacher freilich wäre es, statt dessen zu fragen, was hat er nicht gemalt, welche Gebiete des Lebens gäbe es, die er dem Reiche seiner Kunst nicht einverleibt, um alle mit der gleichen Souveränität zu beherrschen.

Welchen Empfindungen, welchen Leidenschaften der Menschenseele hat er nicht Ausdruck verliehen, welche Farben der Natur giebt es, die er nicht auf seiner Palette gehabt, welche ihrer Stimmungen, die er nicht im Bilde festgehalten?

Bald sind es die Wunder des unendlichen Meeres, das er mit seinen idyllischen Wellenspielen, das er in seiner tobenden Brandung vor uns entrollt, bald das Schweigen im Walde, das in Gestalt einer Jungfrau auf sagenhaftem Einhorn den dunklen Tann durchstreift. Und neben, in finsterner Nacht zum hohen Himmel aufragenden Palästen erblicken wir wieder liebliche grüne Auen, auf denen lächelnde Schönen sich im Ringelreihen ergehen.

Hier malt er uns das junge Sommerfonglück zweier Liebenden, dort einen Mörder, dem am Wege die Nachgöttinnen aufauern; hier den armseligen Büsser, der sich vorm Kreuze seines Heilands blutig schlägt, dort, hoch über der Erde, in lichten Wolken thronend, die Göttin der Freiheit.

Und überall und in Allem ist Arnold Böcklin doch auch wieder derselbe, derselbe große Künstler des Lebens, der Meister, der über die Wechsel und Zufälle des Schicksals erhaben ist, derselbe Niese, der aus der uralten Mutter Erde stets neue Kraft und Stärke schöpft, der Ewig-Junge, Lebensfreundige, dessen ganzes Sein und Wesen anklingt in dem schönen Hymnus Karl Henckells auf den Meister, der da lautet:

Fluth und Fülle will ich preisen,
Spiel und Ueberkraft der Natur,
Weltgelächter und der leisen
Einsamkeiten Einhornspur,
Wipfelwehn und Fabelweisen,
Wahr dem Ewig-Jungen nur.



— Aus dem Papierkorb der Zeit. —

Seine Gerechtigkeit. Einst lebte ein König Heraklius, der unter anderen Tugenden, die er besaß, auch sehr gerecht war und weder durch Bitten noch durch Geschenke sich bewegen ließ, die Gerechtigkeit nicht an jedem Ort und zu jeder Zeit zu üben. Nun begab es sich aber einmal, daß einige Leute bei ihm einen Ritter wegen der Ermordung eines anderen Ritters verklagten, und zwar auf folgende Weise: Beide zogen zu einem Kriege aus, und es war nicht zu einem Kampfe gekommen; gleichwohl ist der eine Ritter ohne den anderen zurückgekommen, und deshalb sagen wir, daß er den anderen unterwegs erschlagen hat. Wie dies der König hörte, fällt er das Urtheil, der Ritter solle zum Tode geführt werden. Wie man ihn aber fortzuschleppte, sah man den anderen Ritter kommen, wegen dessen Jener zum Tode verurtheilt worden war, und zwar durchaus nicht verlegt, weshalb man Beide wieder vor den Richter führte. Der Richter aber sprach zornig zu dem ersten Ritter: „Ich befahl, daß Du getödtet wirst, weil Du bereits verurtheilt warst;“ und zu dem zweiten sagte er dasselbe, weil er die Ursache des Todes von Jenem sei, und zu dem dritten sprach er: „Auch Du mußt sterben, weil Du geschickt wurdest, den Ritter zu tödten und es nicht gethan hast.“

Titus herrschte in römischen Reiche und gab ein Gesetz, daß der Geburtstag seines Erstgeborenen von Allen heilig gehalten werden sollte und daß, wer diesen Ehrenstag seines Sohnes durch eine niedrige Arbeit bestände würde, des Todes sterben müßte. Als er dieses Gesetz hatte bekannt machen lassen, rief er seinen Meister Virgilius zu sich und sprach: „Mein Lieber, ich habe zwar ein solches Gesetz gegeben, allein dem ohngeachtet können doch oft in Geheimen Verbrechen begangen werden, zu deren Kenntniß ich nicht gelangen kann. Wir bitten Dich also, daß Du vermöge deiner Weisheit ein Mittel findest, durch welches ich die einzigen erkennen kann, welche gegen das Gesetz feilen.“ Jener aber sprach: „Herr, Dein Wille geschehe.“ Als bald ließ Virgilius mitten in der

Stadt durch seine Hauberkünste eine Bildsäule entstehen, welche den Kaiser alle an jenem Tage heimlich begangenen Sünden sehen ließ, und also wurden auf die Anklage dieses Standbildes unendlich viel Menschen verurtheilt. Nun gab es aber in der Stadt einen gewissen Handwerksmann, Namens Focus, der an jenem Tage wie an den übrigen arbeitete. Als er aber einmals auf seinem Lager hingestreckt lag, dachte er bei sich darüber nach, wie so viele Menschen durch die Anklage jener Bildsäule ums Leben kamen. Frühe nun stand er auf und begab sich zur Bildsäule und sprach also zu ihr: „O du Bildsäule du, viele Menschen werden auf deine Anklage hin gerichtet! Ich gelobe aber meinem Gotte, daß, so du mich verklagen wirst, ich dein Haupt zerbrechen werde.“ Als er so gesprochen hatte, machte er sich wieder nach seinem Hause auf den Weg. In der ersten Stunde aber schickte der Kaiser nach seiner Gewohnheit seine Boten zu der Bildsäule, um sie zu befragen, ob Jemand gegen das Gesetz gethan hatte. Wie die aber zu der Bildsäule gekommen waren und ihr den Willen des Kaisers hinterbracht hatten, sprach diese: „Ihr lieben Leute, hebt eure Augen auf und sehet, was auf meiner Stirn geschrieben steht.“ Wie Jene aber ihre Augen erhoben hatten, erblickten sie auf ihrer Stirn ganz deutlich folgende drei Sätze:

„Die Zeiten ändern sich.“

„Die Menschen werden immer schlimmer.“

„Wer die Wahrheit sagen wird, wird seinen Kopf gebrochen sehen.“

„Gehet hin und meldet Eurem Herrn, was Ihr gesehen und gelesen habt.“ Also machten sich die Boten auf und hinterbrachten ihrem Herrn Alles. Als das der Kaiser gehört hatte, gebot er seinen Soldaten, sich zu waffnen und nach der Bildsäule zu gehen, und so gegen sein Geheiß irgend Jemand etwas wider dieselbe vornähme, sollten sie ihn gefesselt an Händen und Füßen vor ihn führen. Die Soldaten also begaben sich zu jener Bildsäule und sprachen zu ihr: „Es gefällt dem Kaiser also, daß du ihm diejenigen anzeigst, welche gegen das Gesetz gethan haben, und so auch, wer die waren, welche dich bedrohten.“ Da sprach die Bildsäule: „Holet den Schmied Focus, denn dieser sündigt nicht allein alle Tage wider das Gesetz, sondern hat gegen mich auch Drohungen ausgesprochen.“ Da ergriffen ihn Jene und führten ihn vor den Kaiser. Da sprach dieser zu ihm: „Mein Lieber, was ist es, was ich von Dir höre? Warum verlegst Du denn das gegebene Gesetz?“ Jener aber versetzte: „Herr, ich kann das Gebot nicht halten, denn ich brauche jeden Tag acht Denare, und ohne zu arbeiten kann ich selbige nicht verdienen.“ Da versetzte der Kaiser: „Und weshalb acht Denare?“ Der aber sprach: „Ich bin gehalten, jeden Tag im Jahre zwei Denare zu bezahlen, die ich in meiner Jugend geliehen habe, zwei verleihe ich, zwei verliere ich und zwei gebe ich aus.“ Da sagte der Kaiser: „Du mußt Dich hierüber deutlicher gegen mich aussprechen.“ Darauf versetzte der Schmied: „Zwei Denare muß ich jeden Tag meinem Vater auszahlen, weil derselbe, da ich noch ein kleiner Knabe war, jeden Tag zwei Denare für mich ausgegeben hat. Nun befindet sich mein Vater jetzt in Dürftigkeit, also beschließt mir meine Vernunft, daß ich ihm alle Tage zwei Denare gebe. Zwei andere Denare leihe ich meinem Sohne, der jetzt noch in der Lehre ist, auf daß, wenn es mir geschieht, daß ich in Armuth gerathe, er mir einst jene zwei Denare wiedergeben kann, wie ich es jetzt mit meinem Vater mache. Zwei andere Denare bezahle ich jeden Tag für meine Frau. Da diese mir aber entgegen, eigenwillig und hinterlistig ist, so verliere ich aus diesen drei Gründen Alles, was ich ihr gebe. Zwei andere Denare gebe ich für mich selbst in Speisen und Getränken aus. Leichter kann ich also auf gute Weise durchaus nicht durchkommen und ebenso wenig diese Denare ohne beständige Anstrengung erhalten. Ihr habt jetzt meinen Grund gehört, fällt also ein gerechtes Urtheil.“ Da sagte der Kaiser: „Mein Lieber, Du hast Dich gut verhalten, gehe hin und arbeite trennlich nach Deiner Weise.“

Nach er starb aber der Kaiser schnell und der Schmied Focus ward von Allen wegen seiner Klugheit zum Kaiser erwählt und er verwaltete auch sein Reich auf ganz verständige Weise; als er aber gestorben war, so wurde auch sein Bild mit unter den andern Kaisern abgezeichnet, über seinem Kopf aber seine acht Denare.

Thales von Milet, einer der sieben Weisen Griechenlands, galt trotz oder vielleicht eben wegen seiner ewigen Studien über das Weltall u. s. w. bei seinen Landsleuten für einen armen, unpraktischen und darum dummen Teufel. Das wurde eines schönen Tages plötzlich anders, als er nicht eine neue große Entdeckung machte, eine neue tief-sinnige Lehre ankündigte, sondern — eine glückliche Developation machte. Seine botanischen oder aber metrologischen Kenntnisse hatten ihn dazu geführt, bei Beobachtung der einschlägigen Verhältnisse und Dinge eine Miskante in den Olivenpflanzungen voranzusehen. Nun kaufte er alles Del auf, dessen er habhaft werden konnte. Die Olivenernte schlug wirklich fehl, die Preise schlugen enorm auf und Thales machte mit seinen Delanpflanzungen ein brillantes Geschäft, und die Spießbürger von Milet schätzten die Aepfe und sagten: „El, wer hätte das gedacht, daß dieser dumme Teufel ein so geliebter, geschickter Kerl ist.“ Die Moral von der Geschichte: Mache ein gutes Geschäft, und die Spieser werden Dich für einen der sieben Weisen Griechenlands erklären.

Nachdruck des Inhalts verboten!